

Die Untersuchung des Rottweiler Leprosenhauses, das an der verkehrsreichen Straße vor dem Hochbrücktor stand, konzentriert sich auf die Neuzeit und damit auf eine Epoche, in der sich die Lepra längst auf dem Rückzug befand. Das besondere Augenmerk der Arbeit gilt daher dem Funktionswandel dieser Anstalt, deren Legitimation als soziale Institution eigentlich im Schwinden begriffen war.

Das Leprosenhaus Allerheiligen ist seit 1298 urkundlich faßbar. Entsprechend den Bestimmungen des Laterankonzils von 1179 gehörte eine Kapelle zur Anstalt, in der ein eigener Siechenkaplan bepfändet war. Die Existenz eines eigenen Friedhofs konnte bislang nicht nachgewiesen werden. Die Kommunalisierung erfolgte etwas später als beim Heilig-Geist-Spital, doch spätestens ab dem zweiten Drittel des 14. Jahrhunderts wurde auch Allerheiligen als städtisches Pflugschaftsvermögen durch vom Rat eingesetzte Pfluger verwaltet. Als unmittelbarer Leiter der Anstalt fungierte ein Hauspfluger, der Siechengemeinschaft stand ein Siechenmeister vor.

Obwohl die Verbreitung der Lepra bereits seit dem 14. Jahrhundert zurückging, blieb das Rottweiler Leprosorium auffallend lange seiner ursprünglichen Bestimmung verhaftet. Während in anderen südwestdeutschen Leprosenhäusern längst ein grundsätzlicher Funktionswandel bzw. eine völlig neue Art der Nutzung eingesetzt hatte, wurden in Rottweil noch im 18. Jahrhundert Aufnahmeanträge mit dem Hinweis abgelehnt, daß die betreffenden Personen nicht an der Lepra erkrankt seien. Auch enthält die Hausordnung selbst im 18. Jahrhundert noch wesentliche Elemente, die auf die mittelalterlich bruderschaftliche Siechengemeinschaft zurückverweisen. So hatten Neuaufgenommene bei ihrem Eintritt ein Gelübde abzulegen, in dem sie sich zu Gehorsam gegenüber dem Siechenmeister und der Siechengemeinschaft verpflichteten. Regelmäßige Versammlungen aller Siechen waren fester Bestandteil des Zusammenlebens, das auch durch die Verpflichtung zu gegenseitigen Hilfe- und Pflegeleistungen gekennzeichnet war. Noch im 18. Jahrhundert wurde von den Hausbewohnern als von einer »communität« gesprochen.

Das lange Festhalten an der Lepra als alleinigem Aufnahmegrund führte zu sehr geringen Insassenzahlen. Zumeist lebten nur um die sechs Personen in der Anstalt, im 17. Jahrhundert stand sie zeitweilig leer. Erst allmählich entschloß sich der Rat zu einer Lockerung der strengen Isolierung, und es kam ansatzweise zu einem Wandel in der sozialen Nutzung. Seit dem 17. Jahrhundert wurden vermehrt auch Menschen aufgenommen, die an anderen ansteckenden Krankheiten litten oder an solchen, die wegen ihrer Symptomatik eine Separierung wünschenswert machten. Der Anteil der nachweislich an der Lepra erkrankten Bewohner nahm im 17. und 18. Jahrhundert beständig ab. Dennoch blieb Allerheiligen grundsätzlich eine Anstalt für »Ausgestoßene« im weitesten Sinn, zu denen selbst zu Tobsuchtsanfällen neigende Geistesranke sowie an Geschlechtskrankheiten oder auch nur auffallenden Hautkrankheiten leidende Menschen zählen konnten.

Beide Arbeiten stellen soziale Einrichtungen einer katholischen Reichsstadt vor, die ganz offensichtlich nur wenig in die Organisation und Ausgestaltung des Armenwesens eingegriffen hat. Das im Spätmittelalter entstandene Fürsorgesystem wurde in wesentlichen Zügen auch in der Neuzeit beibehalten. Damit wich die Entwicklung in Rottweil doch recht deutlich von der in vielen anderen südwestdeutschen Städten ab. In der Reichsstadt Ravensburg und in den katholischen Territorialstädten Vorderösterreichs war es im 18. Jahrhundert zu Umfunktionierungen der Fürsorgeeinrichtungen durch eine sozialpolitisch aktive Obrigkeit gekommen. In den Landstädten evangelischer Territorien wie Hessen oder Württemberg hatte der Staat schon seit dem 16. Jahrhundert grundsätzlich in die Entwicklung der Spitäler und Armenstiftungen eingegriffen. Es wäre daher wünschenswert, wenn die Rottweiler Untersuchungen unter diesem Aspekt als Grundlage für vergleichende Studien genutzt würden. *Herbert Aderbauer*

Adel am oberen Neckar. Beiträge zum 900jährigen Jubiläum der Familie von Ow, hg. v. FRANZ QUARTHAL und GERHARD FAIX. Tübingen: Bibliotheca academica 1995. VI, 594 S., 102 Abb. Geb. DM 89,-.

Die Freiherren von Ow haben sich wie manch andere Familie aus der ehemaligen Reichsritterschaft nach dem Verlust der Hoheitsrechte zu Beginn des 19. Jahrhunderts in besonderer Weise auf dem Gebiet der Denkmalpflege und der Heimat- und Regionalgeschichte engagiert. Beleg dafür sind unter anderem die reichhaltigen Sammlungen und das wohlgeordnete Familienarchiv auf Schloß Wachendorf. Wenn die Familie die 900. Wiederkehr der Ersterwähnung nunmehr zum Anlaß genommen hat, eine umfassende Festschrift zur Familiengeschichte herauszugeben, so illustriert das einmal mehr ihre besonderen Bemühungen um die Wahrung der familiären Traditionen.



Der mit knapp 600 Seiten ausgesprochen umfangreiche Sammelband enthält insgesamt 13 Beiträge, in denen alle wichtigen Aspekte der Familiengeschichte gewürdigt werden. Genealogische Fragen sind Thema zweier Beiträge von *Johann Ottmar* und *Hans Harter*. Während Ottmar einen profunden Überblick über die Geschichte der Familie und ihrer verschiedenen Linien gibt, geht Harter speziellen Problemen der Frühgeschichte des Geschlechts nach und untersucht in diesem Zusammenhang nicht zuletzt etwaige genealogische Verbindungen zwischen den um 1100 bezeugten edelfreien Herren von Ow und der seit dem 13. Jahrhundert faßbaren Niederadelsfamilie gleichen Namens. Harter setzt sich dabei auch mit der immer wieder diskutierten Herkunft des Dichters Hartmann von Aue auseinander. Er kann interessante neue Argumente ins Feld führen, die eine Verwandtschaft des Autors des »Armen Heinrich« mit den Herren von Ow am oberen Neckar wahrscheinlicher machen.

Weitere Beiträge sind den owischen Archiven (*Rudolf Seigel*), dem Siedlungsbild in den Herrschaften der Herren von Ow (*Siegfried Kullen*) und den Beziehungen der Familie zur namensgebenden Stadt Obernau (*Gerhard Kittelberger*) sowie zum nahegelegenen Rottenburg am Neckar, dem Herrschaftssitz der Grafen von Hohenberg, (*Dieter Manz*) gewidmet. Letzterer illustriert in anschaulicher Weise die unterschiedlichsten Aspekte im Verhältnis zwischen Adel und Stadt vor allem im späten Mittelalter. Mit herrschafts- und besitzgeschichtlichen Fragen setzen sich *Rudolf Seigel* sowie *Ludwig Gekle* und *Patrick Baudoux* auseinander. Beide Beiträge greifen dabei auf Quellenmaterial aus den owischen Archiven zurück. Rudolf Seigel, der sicherlich beste Kenner der owischen Archive, analysiert die verschiedenen Dorfordnungen der owischen Herrschaften, die er in einem quellenkundlichen Anhang auch erschöpfend beschreibt. Ludwig Gekle und Patrick Baudoux untersuchen anhand der erst jüngsthin verzeichneten Rechnungsbestände des Wachendorfer Archivs der Freiherren von Ow Verwaltung und wirtschaftliche Entwicklung der Rittergüter Wachendorf, Bierlingen und Ahldorf sowie der Meiereiwirtschaft Neuhaus. Ihr Beitrag vermittelt an einem Einzelbeispiel interessante Einblicke in eine adelige Gutswirtschaft in der Zeit nach der Mediatisierung und zeigt, welche Auswertungsmöglichkeiten die häufig vernachlässigten Rechnungsbestände der Adelsarchive bieten.

Wiederum eher familien- bzw. personengeschichtlich ausgerichtet ist der Beitrag der leider allzu früh verstorbenen *Maren Kuhn-Rebfuß* über die Klosterfrauen aus der Familie. Kunst-, aber auch alltagsgeschichtliche Aspekte der Adelsgeschichte vermittelt *Johann Ottmars* Bestandsaufnahme über die Grabdenkmäler der Familie von Ow in Württemberg; sein Beitrag enthält nicht nur ausführliche Beschreibungen der verschiedenen Grabmälern und Epitaphien, sondern ist darüber hinaus mit zahlreichen Fotos illustriert. Den historischen und denkmalpflegerischen Aktivitäten der Familie vor allem im 19. Jahrhundert geht *Eberhard Gönner* nach. Den Band beschließen zwei von Mitgliedern der Familie verfaßte Lebensbilder über Honor Freiherr von Ow (1777–1852) und Hans Otto Freiherr von Ow-Wachendorf (1843–1921), die durch die zahlreichen eingestreuten Quellenauszüge ein lebendiges Bild der Geschichte der Familie in Zeiten großer Umbrüche zeichnen.

Der mit zahlreichen Fotos, Karten und Skizzen sowie einem Orts- und Personenindex versehene Band stellt insgesamt ein hervorragendes Beispiel adeliger Traditionspflege dar, dem eine zahlreiche Leserschaft, aber auch Nachahmung in anderen Familien zu wünschen ist.

Peter Müller

Zwischen Wallfahrt, Armut und Liberalismus. Die Ortsgeschichte von Engelswies in dörflichen Selbstzeugnissen, hg. v. Landkreis Sigmaringen und der Gemeinde Inzigkofen. Bearbeitet v. EDWIN ERNST WEBER (Heimatkundliche Schriftenreihe des Landkreises Sigmaringen, Bd. 3). Sigmaringen: Selbstverlag der Herausgeber 1994. 175 S., zahlreiche Abb. Geb.

Bereits verschiedentlich hat der Rezensent in dieser Zeitschrift Ortsgeschichten besprochen, deren Ersterwähnung auf eine St. Gallener Urkunde des Jahres 793 zurückgehen (vgl. Bd. 14/1995). Eine weitere dieser Ortsgeschichten gilt es hier vorzustellen: Auch Engelswies, seit 1975 Ortsteil von Inzigkofen und im Landkreis Sigmaringen gelegen, feierte 1993 sein 1200jähriges Ersterwähnungsjubiläum.

Die Schrift besteht aus einem kürzeren Aufsatzteil von 70 Seiten und einem längeren Quellenteil von 88 Seiten; der Aufsatzteil wiederum umfaßt zwei Beiträge. Der erste stammt aus der Feder des Engelswieser Arztes und Heimatforschers *Wolf Gerhard Frenkel* – er behandelt auf 18 Seiten die Ortsgeschichte von den Anfängen bis ins 16. Jahrhundert. Der zweite und längere Beitrag (52 Seiten) des Sigmaringer Kreisarchivars *E. E. Weber* umfaßt die Ortsgeschichte vom 16. bis zum 20. Jahrhundert. Hier ist der routinierte Fachmann am Werk, der mit Literatur und Quellen gekonnt umzugehen weiß.